

Gunter Hofmann, Helmut Schmidt. Soldat, Kanzler, Ikone, Biographie, Verlag C. H. Beck, München 2015, 464 S., geb., 24,95 €, auch als E-Book erhältlich.

In den letzten Lebensjahren Helmut Schmidts, teilweise auch nach seinem Tod am 10. November 2015 nahmen neben den Fernsehsendungen mit und über Schmidt auch die Zahl der Biografien zu, die sich mit Schmidts Leben und seiner Politik beschäftigten. Die ein oder andere Studie wandte sich auch Teilaspekten, wie etwas Schmidts Verhalten während des Zweiten Weltkriegs zu, ohne zu tatsächlich neuen Erkenntnissen zu kommen. Letzteres ging auch östlichen Geheimdiensten so, die in den 1960er- und 1970er-Jahren vergeblich nach Material gesucht hatten, um es gegen ihn verwenden zu können.

Zu den ernst zu nehmenden Versuchen, Schmidt auf kritische wie faire Weise gerecht zu werden, gehört gewiss Gunter Hofmanns Biografie. Schmidts Weg hat er als junger Korrespondent der »Stuttgarter Zeitung«, später für viele Jahre als Chefkorrespondent der »Zeit« über fast ein halbes Jahrhundert begleitet. Zugleich war er ein geschätzter Gesprächspartner Willy Brandts. Dessen Lebensgang, dessen politischen Konzepten und dessen Stil brachte er, wie wohl die Mehrheit seiner Kollegen, mehr Sympathie entgegen als Schmidt. Dessen forsche, häufig auch arrogant-herausfordernde Art, nicht nur Journalisten, sondern auch anderen Zeitgenossen zu begegnen, machte ihn in jenen Jahren des politischen Aufstiegs nicht beliebter.

Das Verhältnis zwischen dem »Minderheitsdeutschen« Brandt und dem das Schicksal der großen Mehrheit der im Lande gebliebenen »Mehrheitsdeutschen« teilenden Schmidt hat ihn schon früh interessiert. Deshalb hat er vor einigen Jahren auch die »Geschichte einer schwierigen Freundschaft« zwischen Brandt und Schmidt beleuchtet, die mehr auf eine sich in schwierigen Zeitläufen zusammenraufende und arbeitsteilige Partnerschaft hinauslief. Im Übrigen bot Brandt nur in den seltensten Fällen jene Nähe, die wirkliche Freundschaft ermöglichte. Als Schmidt nach Brandts zweitem Scheitern als Kanzlerkandidat im Herbst 1965 diesen in einer depressiven Stimmung antraf und ihm danach brieflich seine Freundschaft anbot, ging Brandt auf Distanz.

Es ist nicht das geringste Verdienst der Studie von Hofmann, dass er ausführlicher als andere Biografen auf das Verhältnis Schmidt zu Fritz Erler eingegangen ist. In ihm sah Schmidt seinen politischen Mentor. Erler, den Hofmann irrtümlich dem Exil zugerechnet hat, gehörte auch zu den »Minderheitsdeutschen«, aber zu denen, die im Lande geblieben und illegal tätig waren, obwohl sie angesichts der »Einsamkeit im eigenen Volk« (Erler) am Sinn der dadurch eingegangenen Risiken oft genug zweifelten. Wegen seiner illegalen Widerstandstätigkeit wurde er im Herbst 1938 verhaftet und im Jahr darauf vom Volksgerichtshof zu zehn Jahren KZ und Zuchthaus verurteilt. Das war einer der Gründe, weshalb Schmidt sich mit Erler, der dem gleichen Jahrgang wie Brandt angehörte, stärker identifizierte, obwohl er stets mit Vehemenz Brandts Jahre im Exil verteidigte. Ein anderer Grund lag in der immensen Begabung Erlers als Parlamentarier, der sich in der Kärnerarbeit der Opposition buchstäblich zu Tode rackerte.

Der systematische Auf- und Ausbau der parlamentarischen Demokratie in Bonn bedeutete meist einen verbissenen Kampf um Bodengewinn für die Rechte des Parlaments. Die 1950er- und frühen 1960er-Jahre waren mithin alles andere als jene Konsensdemokratie, die, wie der Autor meint, seit der Studentenbewegung von 1967/68 von der Konfliktdemokratie abgelöst wurde. So bleibt etwa verborgen, dass Schmidt im Zusammenhang mit der »Spiegel-Affäre« unter Verdacht der Beihilfe zum Landesverrat geraten war, weil er für eine offene Diskussion der Militärstrategie der NATO und der Bundeswehr eintrat. Dem Unfug des Landesverratsvorwurfs machte erst Gustav Heinemann als neuer Justizminister im Dezember 1966 auf Schmidts Beschwerde hin ein Ende.

Auch den Konflikt um die Notstandsverfassung wollte er innerhalb der demokratischen Institutionen gelöst wissen. Die »Notstandsgesetze« waren keine »Herzessache« Schmidts, wie der Autor meint, sondern eine Sache demokratischer Staatsräson. Nicht nur Erfahrungen aus der Hamburger Flutkata-

strophe – einer bloß »mittleren Katastrophe« (so Schmidt) – trieben ihn dazu. Dort musste er neben Polizei und Feuerwehr ohne gesetzliche Handhabe Bundeswehr und Nato-Verbündete einsetzen, um der Fluten Herr zu werden. Die Versuchungen zum eigenmächtigen Handeln, die damit verbunden waren, sollten durch Gesetze wieder eingefangen werden. Zudem waren diese ein Mittel, die Vorbehaltsrechte der Alliierten abzulösen. Die bei den Gegnern der Notstandsgesetze vorhandene Einstellung – einerseits die amerikanische Kriegsführung in Vietnam zu kritisieren, dem gleichen Militär im Notstandsfall aber das Schicksal der Bundesrepublik weiter anzuvertrauen – hielt er für eine gefährliche Bewusstseinspaltung.

Schmidt gilt gemeinhin als unfreiwilliger Vater der Grünen, die sich in den letzten Jahren seiner Kanzlerschaft als neue politische Partei konstituierten. Der Erfolg hat meist viele Väter. Und Schmidt zählt gewiss zu diesen. Aber nicht nur, weil er an der Kernkraft festhielt, die ihm schon deshalb als »Brückentechnologie« wichtig wurde, weil ihm Ende der 1970er-Jahre von Wissenschaftlern die klimaverändernde Rolle des CO₂ bewusst gemacht wurde. Aber es gibt noch einen anderen, in der Öffentlichkeit meist verschwiegenen Grund, weshalb die Grünen sich »Kinder Schmidts« (Cohn-Bendit) nennen können. Hofmann hat ihn ausfindig gemacht: Seit der Niederlage der terroristischen RAF im Herbst 1977 habe sich die radikalere Linke weit stärker als bisher mit dem demokratischen Staat »arrangieren« müssen. Man kann es auch drastischer ausdrücken: Die Spekulation des linken Radikalismus – wenn die RAF die Republik genügend chaotisiert und faschisiert hat, blüht ihr Weizen – war nicht aufgegangen. Die Parole »Schmeißt die Knarren und Bomben weg« bekam mehr und mehr Auftrieb. Der Abschied vom Kult der Gewalt der bisherigen Mao- und Pol-Pot-Verehrer kam der sich langsam bildenden Partei der Grün/Alternativen zugute. Neben wenigen Sponti-Sozialisten waren es vor allem die K-Gruppen, die über politisch erfahrene Kader verfügten. Sie bildeten seit Anfang der 1980er-Jahre nicht nur in den Universitätsstädten einen Teil der Führungsriege der neuen Partei.

Wie andere Biografen auch, tut sich Hofmann schwer damit, Schmidts historische Bedeutung als Kanzler zu bewerten. Er behilft sich damit, dass Schmidt selbst – in gelegentlichen Anflügen jener ihm eigenen Mischung aus Bescheidenheit und Arroganz – sich als »Kanzler dazwischen« und »keiner für die Geschichtsbücher« einordnete, obwohl er unablässig an seinem Bild in der Geschichte arbeitete. Das macht die Bewertung nicht einfacher. Von der bloßen »Scharnierfunktion« seiner Kanzlerschaft (Thomas Karlauf) reicht das Spektrum der Einschätzungen bis hin zur Bewertung als »Weltkanzler« (Katharina Spohr).

Adenauer, Brandt und Kohl gelten in der Öffentlichkeit wie bei einer Reihe von Historikern als »große Kanzler«, weil sie jeweils mit einem »großen« Projekt identifiziert werden. Adenauer mit der Westpolitik, Brandt mit der Ostpolitik und Kohl mit der deutschen Einheit. Dabei ist Vorsicht geboten, damit sich nicht in die moderne Biografik jene Vorstellung von Größe einschleicht, vor der schon Jakob Burckhardt gewarnt hatte – also ein Bild von Größe, die vom »gewöhnlichen Sittengesetz« dispensiert ist: »Wer also einer Gesamtheit Größe, Macht, Glanz verschafft, dem wird das Verbrechen nachgesehen.«

Bei aller gebotenen Zurückhaltung kann man sagen, dass Schmidt in seiner Bedeutung als Kanzler nicht hinter den drei erwähnten Kanzlern zurücksteht. Die Bundesrepublik wurde unter seiner Führung in einer Ära der Währungs- und Ölpreiskrisen zu einem weltpolitischen Mitspieler. Ein »Weltkanzler« wurde er dadurch nicht. Es fehlte ihm dazu nicht nur am Willen, sondern auch an Mitteln der Machtprojektion. Das wurde im Zusammenhang mit dem Doppelbeschluss der NATO sichtbar, wo er mit dem Anspruch auf gleiche Sicherheit für die nichtnuklear bewaffnete Bundesrepublik dem »Schweigespiel« (Valentin Falin) der Gerontokraten im Kreml und den Falken in Washington zum Opfer fiel. Kein geringerer als Michail Gorbatschow hat ihm aber später bescheinigt, dass er den Anstoß dazu gab, eine ganze Waffenkategorie mit ihren politischen Epressungsmöglichkeiten vollständig abzurüsten.

Dies und vieles mehr ist in der Biografie von Gunter Hofmann nachzulesen, dessen Studie sich nicht nur durch die Vielfalt der Themen und Blickwinkel, sondern auch durch eine gekonnte Mischung aus Nähe und Distanz sowie ein faires Urteil auszeichnet.

Hartmut Soell, Heidelberg

Zitierempfehlung:

Hartmut Soell: Rezension von: Gunter Hofmann, Helmut Schmidt. Soldat, Kanzler, Ikone, Biographie, Verlag C. H. Beck, München 2015, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 57, 2017, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81828>> [31.5.2017].